

Briefe aus Afrika

Autor(en): **Hepp, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **44 (1950)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-925479>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweiz. Gehörlosen-Zeitung

Herausgegeben vom Schweiz. Verband für Taubstummehilfe

Offizielles Organ des Schweiz. Gehörlosenbundes (SGB)

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats

Jahresabonnement Fr. 6.—

Postscheckkonto VIII 11319

Briefe aus Afrika

Elefantenfleisch

Die Neger am Westufer des Kivusees essen gern Fleisch. Sogar das zähe Elefantenfleisch ist recht beliebt bei ihnen. Wenn irgendwo ein Elefant geschossen wird, ist das ein Fest für sie. Dann gibt's kostenlos Fleisch, viel Fleisch.

Wir wußten schon lange, daß in den nahen Wäldern eine zahlreiche Elefantenherde lebte. Aber bisher hatte noch niemand Klage gegen sie geführt. Nun meldeten am Samstag, dem 22. Oktober, unsere schwarzen Arbeiter, die Herde verwüste ihre Bananenfelder. Sie hause gegenwärtig auf dem Berge, der unserm Hause westlich vorgelagert sei. Herr L., einer der europäischen Gehilfen unseres Sohnes, versprach ihnen Hilfe.

Am folgenden Morgen ließ er sich von fünf bewährten Leuten hinführen. Er hatte im Sinne, den Leitbullen der Herde zu erlegen. Aber es kam dann ganz anders. Das Leittier entkam. Unter viel Aufregung schoß Herr L. zwei andere erwachsene Tiere ab. Erschöpft und mit dem Entschluß, nie mehr auf die Elefantenjagd zu gehen, kam er abends nach Hause. Er hatte zwei Leute zurückgelassen. Sie sollten wachen, damit nicht fremde Neger die Elefanten schlachten und das Fleisch essen oder verkaufen konnten. Rasch hatten sie aus Bananenblättern und Elefantengras eine Hütte gebaut, die ihnen nachts Schutz bot.

Am Dienstag, dem 25. Oktober, zog ich mit Herrn L. und 24 Arbeitern aus, um der Verteilung des Fleisches beizuwohnen. Wir nahmen auch einen Tiboy mit. Das ist ein Traggestell von vier Metern Länge, in dessen Mitte ein Tragstuhl eingebaut ist. Wir mußten einen großen Umweg machen. Denn vom Kivusee aus führt nur eine einzige Straße nach Westen. Sie endet unweit unserer Pflanzung im Urwald. Sie wird aber ständig verlängert und in den nächsten Jahren bis nach Stanleyville am Kongo fortgesetzt.

Briefe aus Afrika	17
Die Geschichte einer reinen Liebe	20
Kommen die Metzger auch in den Himmel?	22
Die «böse» Stiefmutter	24
Mißtrauen und Neid	24
Notizen	25
Skilager für Gehörlose in Elm, Kt. Glarus	26
In eigener Sache	26
Aus der Welt der Gehörlosen. Eine gehörlose Kunststopferin wird Geschäftsfrau	26
Weihnachten in der Taubstummenanstalt Wabern	27
Weihnachtsfeier im Aarhof	28
Korrespondenzblatt. Aus dem Schweizerischen Taubstummenrat	28
Gehörlosen-Gottesdienste 1950 im Kanton Aargau	30
Gottesdienstplan 1950 für den Kanton Zürich	31
Anzeigen	32

Am Nordfuß des Elefantenberges machten wir halt. Von dort aus führt ein Fußweg bis in halbe Höhe. Wir ließen das Auto am Straßenrand stehen. Und nun stieg ich in den Tiboy. Vier Mann trugen ihn. Sechs andere kamen mit, um an schwierigen Stellen zu helfen und von Zeit zu Zeit die Träger abzulösen. Zwei weitere Neger gingen voraus, um den Weg freizumachen. Der eine schlug mit einem Buschmesser (Waldmesser, Gertel) Aeste und Schlingpflanzen weg, die mir lästig werden konnten. Und der andere fällte Stauden und kleine Bäume, die unsern Pfad zu sehr einengten.

Die Neger gehen immer barfuß. Ihre Sohlen sind hart wie Leder und schmiegen sich jeder Unterlage an. Darum macht es ihnen nichts aus, durch Bäche und Flüsse zu waten, auf schlüpfrigen Wegen zu gehen und durch nasses Gras zu eilen.

Zuerst geht's in ein steil abfallendes Tobel hinunter, dann über einen breiten Bach und am andern Ufer auf dem treppenartig ausgetretenen schmalen Negerpfad am Berghang hinauf. Die sechs Begleiter helfen wacker. Wenn es steil aufwärts geht, ziehen vorn ein paar und die andern stoßen hinten. Oder sie biegen Gebüsch und kleine Stämme zur Seite, um mich ungefährdet vorbeizuführen. Auch ich habe meist genügend zu tun, rechts, links und über mir Schlingpflanzen und Zweige wegzudrücken. Mein hoher Sitz ist selten waagrecht. Bald neigt er stark nach links, bald nach rechts. Und oft habe ich das Gefühl, im nächsten Augenblicke auf dem nassen Boden zu landen.

Bald erreichen wir das erste Dörfchen. Es liegt, wie alle Negersiedlungen der Umgegend, auf einer nach drei Seiten abfallenden Bergrippe. In der Nähe der runden Hütten stehen Maisstengel. Zwischen viel Unkraut entdeckte ich auch einige Kohlköpfe. Im Hintergrund schließen sich ausgedehnte Bananfelder an. Weiter oben durchschreiten wir noch drei Negerdörfchen. Sie sind voneinander getrennt durch dichten Busch, der zur Hauptsache aus Elefantengras besteht. Das ist ein Unkraut, das unserm Getreide gleicht, aber vier bis sechs Meter hoch wird und in seinen Aehren nur winzige Samen hervorbringt. Es bildet den wichtigsten Baustoff für die Negerhütten. Seine dicken Stengel werden im Kreis dicht nebeneinander in den Boden gesteckt und mit Bast fest verbunden. Das Dach läuft in eine Spitze aus und besteht ebenfalls aus Elefantengras. Es ist so dicht, daß selbst der heftigste Platzregen nicht durchdringt. Elefantengrassengel werden auch als Erbsenstickel, Hecken und noch für viele andere Dinge verwendet.

Etwa 200 Meter über dem Bachbett erreichen wir den Urwald. Nun wird das Weiterkommen schwieriger. Oft müssen mich die Träger über alte faule Strünke und gestürzte Bäume hinüberheben. Mehrmals sind wir gezwungen zu warten, bis die Begleiter den Pfad mit Axt und Buschmesser verbreitert haben. Die wackern Burschen schwitzen und atmen schwer. Doch bleiben sie bis zum Schlusse fröhlich. Immer wieder feuern sie einander an mit einem scharf betonten «Brrrja!», «jó! jó!», «Brrja!», «jó! jó!» usw.¹ Manchmal fängt einer an zu singen. Die andern fallen ein; und bald ertönt ein mehrstimmiger Wechselgesang, z. B. «Araye banianga!» (stoßt fest!); «Batarumba balirangere!» (wir schreien, weil wir schwer tragen müssen); «Araye banianga! Batarumba balirangere!» usw. An übersichtlichen Stellen gehen die Träger sogar in einen flotten Laufschrift über.

Nach einer vollen Stunde haben wir den Berggrat erreicht. Wir erkennen sofort, daß sich die Elefantenherde hier oben längere Zeit aufgehalten hat. Ausgerissene Bäume, abgebrochene Aeste und allerlei Schlingpflanzen liegen kreuz und quer auf dem Boden. Viele Stämme sind ringsum geschält. Deutliche Spuren zeigen, daß die Rinde mit den Stoßzähnen weggebrochen worden ist. Selbstverständlich haben die Elefanten den Wald nicht aus Zerstörungswut verwüstet. Sie haben die Bäume umgerissen und die Aeste heruntergebrochen, um ihre Nahrung leichter zu erreichen. Ein erwachsener Elefant frißt täglich etwa 300 Kilo

¹ Ich habe die Neger hin und wieder ähnlich singen hören, wenn sie gemeinsam gleichförmige schwere Arbeit verrichteten. Inhalt ihres Gesanges ist irgendein Gedanke, der zur Arbeit paßt. Dabei wird der gleiche Satz zehn-, zwanzigmal wiederholt.

Laub, junge Zweige, Baumrinde, Gras usw. Vielleicht richten sie gelegentlich auch Schaden an, weil es ihnen Spaß macht.

Ein Wirrwarr von Elefantenpfaden überzieht den Berggrat in seiner ganzen Länge von rund zwei Kilometern. Ueberall liegen Kothaufen, ähnlich wie die Pferde sie fallen lassen, nur viel größer. Einzelne sind noch frisch. Wolken von kleinen Mücken tanzen darüber. Besonders leicht erkennbar sind die Spuren der schweren Bullen. Ihre Riesenfüße haben tiefe Löcher in den Brei von Erde und Mist getreten.

(Schluß folgt)

Die Geschichte einer reinen Liebe

8.

Felix will den Egli-Hannes verklagen.

Aenneli lag auf Felix' Wagen. Es wimmerte und wehberte nicht mehr. Auf alle Fragen antwortete es, es wolle nicht klagen, sondern Gott danken, daß es nicht schlimmer gegangen sei. Es werde schon wieder bessern.

Es sagte, es sei auf dem Heimweg gewesen von der Großmutter. Die Großmutter sei nämlich gestorben. Auf dem langen Weg nach Hause sei es müde geworden und habe ab dem Gehen fast geschlafen und darum die Wagen zu spät gehört, sei stehengeblieben, statt zu fliehen. Es sei also selber schuld an dem Unglück.

«Schweig doch», schnauzte der Felix, «mit dem dummen Gedampe (Geschwätz)! Der Egli-Hannes ist schuld, der Hund, und niemand anders.» Der müsse ihm auf das Schloß (ins Gefängnis). «Dem Donner treibe ich es ein, ein armes Mädchen so zuzurichten!» schmähte er (schimpfte er), als sie beim Doktor im nächsten Dorfe ankamen. Aber der Arzt sagte, er solle jetzt lieber machen und das Mädchen nach Hause bringen, daß es zur Ruhe komme. Sonst könne es noch schlimm gehen. Das machte dem Felix Beine. —

«Herr Jesus, du mein Gott!» jammerte Bethi, als man es im Nägeli-boden aus dem Schlaf geklopft hatte und als man seine verbundene Schwester ins Haus trug. Aenneli ließ alle Glieder hängen, akkurat (genau so), als ob es tot sei. «Aenneli, mein Gott, Aenneli!» schrie Bethi auf, leichenblaß. «Ist's tot?» — «Nein», hieß es, «nur ohnmächtig! Morgen kommt der Doktor und sieht noch einmal nach!» Der Egli-Hannes habe es überfahren und wollte es jetzt nicht einmal glauben, der Lumpenhund, sagte Felix.